

*Leseprobe aus: «Hidschra»*

Als ich 1991 unseren Sohn Jakob zur Welt gebracht hatte und eine dreimonatige Mutterschaftspause einlegte, fühlte ich mich gleichermassen wie eine frischgebackene grossbrüstige Mutter und wie ein neugeborenes Kind.

Grossvater behütete meinen Mittagsschlaf, ging mit der zweijährigen Rahel in den Garten und las ihr etwas vor. Grossvater füllte die Waschmaschine, den Trockner und verräumte die Wäsche. Grossvater kochte, ging einkaufen, entsorgte mit Rahel das Altglas und die Blechdosen. Grossvater füllte Wärmflaschen, umsorgte mich, kochte Brühe, besorgte Medikamente und holte alte Hausmittelchen hervor, wenn ich einmal krank war. Er instruierte behutsam die Putzfrau, wickelte manchmal Jakob, unseren Kleinsten, ging mit Rahel auf den Spielplatz oder schenkte mir mit den Worten «musst du lesen» Romane oder mit einem «musst du hören» neue CDs.

War ich in Zeitnot, übernahm er oft jene Aufgabe, deren Erledigung ich sonst verschoben oder aufgegeben hätte. Wirkte ich müde, sprach er mir beruhigend oder aufmunternd zu. Und war ich mit den Kindern allzu ungeduldig, tadelte er mich.

Ich kann mich nicht erinnern, dass mich mein Vater jemals umarmt oder sonst väterlich berührt hätte. Grossvaters Berührungen werde ich nie vergessen. Als es das erste Mal passierte und er mir beiläufig die Hand auf die Schulter legte, zuckte ich richtig zusammen. Ich war es gewohnt, dass Ruud oder die Kinder mich anfassten, liebkosten, aber von niemandem anderen.

Grossvater musste mein Zucken bemerkt haben. So heftig war es. Und doch liess er es nicht sein. Es waren leichte Zärtlichkeiten, ein über den Rücken streicheln im Vorbei-

gehen, die Hand nehmen, eine kurze behutsame Umarmung zur Begrüssung oder zum Abschied, eine Hand auf der Schulter, lauter kleine, zärtliche, väterliche selbstverständliche Zeichen der Sorge oder der Zuneigung, Aufmunterung und Liebe.

Ich sprach mit Ruud darüber, nie mit Grossvater, weil ich fürchtete, dieses so spät bekommene Geschenk wieder zu verlieren, sobald ich ausgesprochen hätte, wie sehr er mir längst zum Vater geworden war über all die Zeit und wie gut mir seine liebevolle Fürsorge tat. Ich musste es ihm auch nicht sagen.

Es war selbstverständlich, dass Grossvater bei uns ein- und ausging, so wie ich für sein Haus einen Schlüssel hatte, um nach dem Rechten sehen zu können oder mit ihm einen Kaffee zu trinken. Es war normal, dass wir uns austauschten über jene Dinge, die uns belasteten oder die uns gefielen. Es war auch kein Problem, dem jeweils anderen auch einmal zuzumuten, dass man schlechte Laune hatte oder wenn ich im November – wie jedes Jahr – meine «graue Phase» bekam. Wir sorgten um- und füreinander, brachten die guten wie schlechten Alltage hinter uns, feierten Weihnachten, Osterfeste, Pfingsten und Geburtstage und während sich Grossvater äusserlich kaum mehr veränderte, weil er schon alt war, legte das Leben seine Spuren der Jahre je länger je mehr in mein Gesicht und um meine Hüften herum.

Wenn Grossvater auf Reisen ging, und dies tat er oft, hütete ich sein Haus und kümmerte mich um alles. Wenn Ruud, die Kinder und ich in den Ferien verreisten, wussten wir, dass wir uns auf ihn verlassen konnten. «Fahrt nur», pflegte er lächelnd zu sagen, «ich Sorge in der Zwischenzeit für alles.»

Und wenn wir Tage oder Wochen später zurückkehrten, fanden wir alles in bester Ordnung. Es stand auch immer

ein Blumenstrauss als Willkommensgruss auf dem Esstisch.

Natürlich gab es auch kleinere Auseinandersetzungen, ein-, zweimal sogar einen richtigen Streit, weil Grossvater der Meinung war, ich würde Rahel und Jakob zu streng erziehen oder wäre mit Ruud wegen einer Lappalie zu hart ins Gericht gegangen.

Ab und zu verbrachten wir ein verlängertes Wochenende im Tessin zu fünft; an manchen Samstagen machten wir abends einen Restaurantbesuch und an den Sonntagen im Sommer gelegentlich einen Brunch für die ganze Familie und eingeladene Freunde, zu denen manchmal auch zwei «Kollegen», wie Grossvater sie nannte, kamen. Es waren zwei ebenfalls ältere und in Chur lebende Herren, die jedoch gut zehn Jahre jünger als Grossvater waren und als ehemalige Angehörige der Schweizer Armee mit ihm diverse berufliche Erfahrungen teilten. Ueli hiess der eine, Hansruedi der andere.

Wenn dieses Trio im Hause meines Grossvaters zusammensass, wurde es oft spät. Das «internationale Verteidigungsbündnis», so nannten Ruud und ich die Drei, diskutierte nach dem jeweiligen Essen, zu dem Grossvater eingeladen hatte, stundenlang über internationale Politik. Gemeinsam brachten sie es einmal, wie ich tags drauf bei einem Besuch feststellen konnte, auf fünf Flaschen Rotwein und drei gut gefüllte Aschenbecher.

So sollte das Leben sein, dachte ich mir einmal, als Grossvater schon drei oder vier Jahre nahe bei uns wohnte.

Dann reiste er nach Berlin.

Es war eine seiner vielen Reisen, die er mehrmals im Jahr unternahm. Manchmal buchte er eine Busreise irgendwohin oder unternahm auf eigene Faust mit dem Auto eine Tour, die ihn in irgendeine mitteleuropäische Stadt führte.

Nach Berlin flog er, checkte in einem Hotel ein und traf sich mit Johanna.

Er zeigte mir das Foto von ihr beim Abendessen nach seiner Rückkehr.

Ich weiss, dass es keinen Grund dafür gab, aber als Johanna in sein Leben trat, eine mehr als siebzigjährige, sehr gepflegte Dame, versetzte mir dies einen Stich. Ich war eifersüchtig und verspürte rasch anschwellende Angst, ich könnte meinen so spät gefundenen Vater an sie verlieren.

Weder mit Grossvater noch mit Ruud sprach ich darüber. Ich schämte mich für meine Empfindung, beschimpfte mich in Gedanken als egoistisch, besitzergreifend und eifersüchtig.

Natürlich konnte ich Grossvater verlieren. Er hätte jederzeit sterben können. Doch das wäre etwas anderes gewesen, als ihn an einen anderen Menschen hergeben zu müssen.

Manchmal sind Erinnerungen etwas Gutes: Wenige Tage, nachdem mir Grossvater das Bild von Johanna gezeigt hatte, kamen in mir die Erinnerungen hoch, wie Vater mich 16-jährig ins Internat geschickt hatte. Ich habe diesen Tag als unglaublich grau in Erinnerung, wie mich Vater mit dem Auto zum Internat fuhr, mich ermahnte, in meinen schulischen Leistungen nicht nachzulassen und mich gut in die Gemeinschaft einzufügen. Ich zitterte, nein, ich bebte innerlich, als ich meiner neuen Klasse vorgestellt wurde. Erst als Vater weg war und ich endlich auf meinem Stuhl in der Schulbank sass, vergingen das Zittern und Beben.

Ich kannte kein Heimweh wie manch andere Mitschülerin. Wonach hätte ich mich auch sehnen sollen? Nach meiner toten Mutter, dem schweigsamen Vater? Nach Stefan, mit dem ich gelegentlich geschlafen hatte, bis wir beide merkten, dass das Gefühl der Leere nach dem Sex stärker war als die Lust davor? Nach meinem kalten Zimmer, das

stets aufgeräumt war und von Artigkeit und biederer Nützlichkeit zeugte, in dem Popstars an den Wänden ebenso fehlten wie eine Schachtel mit gehorteten Heimlichkeiten?

Es gab kein Sehnen, nur die Empfindung des Ausgesetztseins, die ich wieder verspürt hatte, als mir Grossvater Johannas Foto gezeigt hatte.

Aber eben diese Erinnerung half mir, ganz einfach, indem ich sie dahingehend deutete, meine Angst, Grossvater zu verlieren, hätte weniger mit Grossvater und Johanna zu tun als vielmehr mit mir und meinen aus der Jugendzeit herrührenden Verlassenheitsängsten.

Ich ahnte nicht, dass diese Empfindung nicht nur wegen der Vergangenheit durchaus berechtigt war, sondern weil Grossvater mich schon bald auf eine Art und Weise verlassen würde, wie ich es mir in meinen schlimmsten Träumen niemals ausgemalt hätte.